

Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor(en): **Poltzer, Andreas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 30

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641554>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copyright by: Horn-Verlag. Berlin W 35

19

27. Kapitel.

Drei Tage später bestiegen Milica und ich einen Dampfer. Obschon sie es mir nie gestand, ich wußte, daß sie mich auch nach meiner Freilassung für Lawrences Mörder gehalten hatte. Erst die Verhaftung der Stewardess und ihr Geständnis befreiten Milica von dem furchtbaren Apdruck.

Später sagte ich mir, daß Milica, so lange sie mich für den Schuldigen gehalten hatte, dauernd darunter gelitten haben mußte, die Ursache dieser Tat gewesen zu sein.

Die Fahrt auf dem türkischen Dampfer, der uns nach Stambul bringen sollte, war für uns beide wenig erfreulich. Wir litten insgeheim darunter, daß jeder den anderen verdächtigt hatte. Außerdem hatte ich aber ein Schuldbewußtsein gegenüber Marianne: hier fuhr ich mit einem schönen Mädchen, in das ich noch vor kurzem bis über beide Ohren verliebt gewesen war und sie, der ich meine Befreiung aus dem Gefängnis verdankte, hatte die Reise nach Europa allein machen müssen. Dieses neue stärkere Gefühl, das mich seit den Tagen von Beirut mit Marianne verband, machte mich Milica gegenüber unsicher. Und auch sie war nicht mehr so, wie sie auf der Yacht sich mir gezeigt hatte. Die Stunden des Beisammenseins hatten oft etwas Quälendes für uns beide.

Am Tage unserer Ankunft in Stambul erhielt ich ein Telegramm. Es kam von Marianne. Ich hatte ihr vor meiner Abreise aus Beirut in einer Depesche das inzwischen Geschehene kurz mitgeteilt.

Als ich die innigen Worte, mit denen Marianne ihrer Freude über meine völlige Rehabilitierung Ausdruck verlieh, gelesen hatte, empfand ich eine tiefe innerliche Beunruhigung. Ich fühlte deutlich, ich konnte mir Marianne aus meinem Leben nicht mehr fortdenken.

Von Stambul aus setzten wir unsere Reise mit dem Orientexpress fort. Wir wollten so schnell als möglich an die Riviera kommen.

Bis Budapest blieben wir allein. Von dort ab wurde es eine Reise zu dritt.

Milica und ich hatten fast gleichzeitig die elegante, breit-schultrige Gestalt erblickt, die, gefolgt von einem Gepäckträger, die Wagenreihe entlangschritt.

Als Jack Lowell uns erspähte, kam er mit strahlender Miene auf uns zu.

„Miß Borgholm, das nenne ich ein Glück! How do you do, Mister Weindal?“ Er schüttelte unsere Hände.

Während der Gepäckträger die Koffer in unserem Abteil unterbrachte, beobachtete ich Milica und Lowell mißtrauisch. Ich wollte an die Zufälligkeit dieser Begegnung nicht recht glauben.

Ich hatte für Lowell vom ersten Augenblick an wenig Zuneigung. Ich gebe zu, ich tat dem jungen Manne Unrecht. Er besaß ausgezeichnete Manieren und war von einer entzückenden Liebenswürdigkeit. Was ich ihm jedoch am meisten übelnahm, war, daß er ebenfalls nach der Azurküste zu reisen vorgab. Was suchte ein reicher junger Amerikaner im Sommer an der Riviera?

Es erfüllte mich mit Genugtuung, daß Milicas Laune auch durch die Anwesenheit ihres jungen Landsmannes nicht viel besser wurde. Obschon sie sich mit Lowell stundenlang unterhalten konnte. Meist über Dinge, die mir fremd waren.

Einmal — ich sah später ein, wie lächerlich mein Handeln war — verließ ich recht augenfällig das Abteil. Ich blieb draußen auf dem Korridor, eine Zigarette nach der andern rauchend, bis ich vor Müdigkeit kaum noch stehen konnte.

Gerade als ich innerlich widerstrebend das Abteil erneut aufsuchen wollte, kam Milica. Anscheinend erriet sie, was in mir vorging, denn ungeachtet Lowells, strich sie mit ihrer Hand einmal leise über meinen Kopf. Diese zarte Berührung ver-

föhnte mich selbst mit der Anwesenheit des jungen Amerikaners.

Troßdem atmete ich erleichtert auf, als wir nach langer Fahrt unser Ziel endlich erreicht hatten. Beim Abschied von unserem Begleiter fiel es mir auf, daß Lowell mit keinem Worte ein Wiedersehen erwähnte. Ohne Bedauern dachte ich, den jungen Mann das letzte Mal gesehen zu haben.

Wir waren in Nizza in den frühen Morgenstunden angelangt. Mein erster Weg führte in das Hotel auf der Promenade des Anglais, das ich mit Bolton bewohnt hatte.

Fast zwei Monate waren seit jenem Morgen vergangen, an dem ich das Hotel heimlich verlassen hatte, um auf das Hauptpostamt zu gehen. Ich fand einen mir fremden Portier, der zunächst über meine zurückgelassenen Sachen keinen Bescheid wußte. Erst als ich den Namen Bolton erwähnte, entsann sich der Mann. Er bat mich einen Augenblick zu gedulden und verschwand im Büro.

Es vergingen mehrere Minuten, ehe der Portier wiederkam. Ein unangenehmes Gefühl hatte sich meiner bemächtigt. Wie, wenn Bolton inzwischen verhaftet worden war?

Die Polizei würde mich dann zweifellos vernehmen. Ich war doch gemeinsam mit Bolton in das Hotel gekommen. Man würde mir erst nach langwierigen Erfundigungen glauben, daß ich von der wahren Persönlichkeit des Verbrechers keine Ahnung gehabt hatte.

Man darf nicht staunen, daß ich vor erneuten Auseinandersetzungen mit den Behörden eine Scheu empfand. Wenn man, wie ich, unter dem Verdacht, einen Mord begangen zu haben, wochenlang in Untersuchungshaft gesessen hat, ist diese Scheu nur allzu verständlich.

Doch wieder einmal kam alles anders als erwartet.

„Herr Bolton hat Ihre Zimmerrechnung beglichen und Ihr Gepäck zu sich genommen“, erklärte mir der Hotelportier.

Die Auskunft erfüllte mich mit einiger Erleichterung, obschon ich befürchten mußte, daß meine beiden Koffer und ihr Inhalt für mich verloren waren.

Nur um etwas zu sagen, erkundigte ich mich: „Ist Ihnen bekannt, wohin Herr Bolton gereist ist?“

Keinen Augenblick erwartete ich eine andere Antwort, als daß Bolton mit unbekanntem Ziele abgereist sei.

„Herr Bolton ist noch nicht abgereist“, sagte der Portier gleichgültig.

Ich dachte schlecht zu hören. „Wie, Herr Bolton befindet sich noch hier im Hotel?“ rief ich.

Der Portier sah mich ein wenig überrascht an und, nach einem Blick auf die Schlüsselfächer, sagte er: „Herr Bolton ist zu Hause. Zimmer Nr. 423. Wenn Sie ihn zu sprechen wünschen, kann ich Sie melden.“

Das war das Allerletzte, was ich zu hören erwartete.

Aber Bolton befand sich nicht in seinem Zimmer. Er hatte sogar — wie das unberührte Bett bewies — die letzte Nacht nicht im Hotel verbracht. Warum er den Zimmerschlüssel mit der großen Holzgugel nicht abgegeben hatte, war für die Hotelangestellten ein Rätsel.

Ein Rätsel, das bereits im Laufe des Tages gelüftet wurde. Bolton hatte zweifellos den Eindruck erwecken wollen, die Nacht im Hotel verbracht zu haben.

Die abends erscheinenden Blätter brachten die Kunde von der Verhaftung eines amerikanischen Detektivs: namens Bolton. Dieser war bei einem Einbruch in das Zimmer eines Hotels in Monaco ertappt worden. Der Hausdiener hatte ihn über einen Balkon in das Zimmer einsteigen sehen und schnell die Polizei alarmiert. Als Bolton sich erwischt sah, zog er sofort seinen Revolver. Glücklicherweise versagte die Waffe.

Das Aufregendste war für mich die Person, bei der Bolton den Einbruch versucht hatte. „Eine reiche Amerikanerin“ — Amerikanerinnen waren an der Riviera anscheinend immer reich — „Mrs. Negri war das ausersehene Opfer“, hieß es.

Zwei Stunden später befanden sich Milica und ich im besagten Hotel des Städtchens Monaco. Ich hätte Milicas Mutter schwerlich wiedererkannt. Sie sah alt und außerordentlich

leidend aus. Vielleicht hatte sie auch der Schreck der Einbruchsnacht sehr mitgenommen. Mutter und Tochter sanken sich in die Arme.

Ich wollte mich zurückziehen, doch Milica hieß mich bleiben. Sie stellte mich Mrs. Negri vor.

Was wir jetzt erfuhren, zeigte, daß Milicas Mutter rühriger gewesen war, als Milica angenommen hatte.

Gleich nach ihrer Ankunft hatte sich Frau Negri an ein Nizzaer Auskunftsbüro gewandt. Ohne den wahren Grund anzugeben, beauftragte sie das Unternehmen, Namen und Adressen sämtlicher im Fürstentum Monaco lebender Schiffs-offiziere zu erkunden.

War es, daß das Auskunftsbüro die „reiche“ Amerikanerin schröpfen wollte, oder bestanden die Schwierigkeiten in dem Nichtbestehen einer polizeilichen Meldepflicht — Frau Negri erhielt nur langsam und sehr spärlich die gewünschten Adressen. Selbstverständlich begab sich Milicas Mutter sofort zu den von der Auskunft nachgewiesenen Personen. Keine von ihnen hatte von einem Amerikaner — es lag nahe, daß der Gesuchte Williams unter einem anderen Namen kannte — einen Koffer zur Aufbewahrung erhalten. Mrs. Negri setzte trotzdem ihre Nachforschungen unermüdlich fort.

Wie es Bolton gelungen war, die Identität von Frau Negri zu erforschen, blieb sein Geheimnis. Jedenfalls hatte er von ihr die Herausgabe der Juwelen verlangt und sie sogar mit dem Tode bedroht. Das Erscheinen der Polizei hatte dieser schrecklichen Szene ein Ende bereitet.

Wir erfuhren später, daß der verhaftete Verbrecher sich auf die bewährte Methode verlegte, auf die ihm gestellten Fragen keine Auskunft zu geben. Daß Boltons Papiere gefälscht waren, ergab sich schnell. Die amerikanischen Behörden zeigten aber zunächst nur mäßiges Interesse für den Verhafteten.

Nach einem mißglückten Ausbruchversuch kam Bolton vor ein französisches Gericht. Er wurde zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Ehe er sie noch verbüßt hatte, kam das Auslieferungsgesuch. Den Beamten der Washingtoner Detektivzentrale war es gelungen, Boltons Beteiligung an einem Ueberfall auf einen Geldtransport nachzuweisen. Nach Verbüßung der Strafe wurde Bolton von zwei Mitgliedern der Detektivzentrale nach den Vereinigten Staaten gebracht. Er entging nur knapp dem elektrischen Stuhl.

Dies alles erfuhr ich natürlich erst viel später.

Milica drängte ihre Mutter, deren Gesundheitszustand zu ernststen Besorgnissen Anlaß gab, ein Sanatorium aufzusuchen. Wir fanden für sie in Antibes ein stilles und nicht zu teures Erholungsheim, in das Frau Negri bereits am nächsten Tage überfiedelte.

Nun war es meine Aufgabe, die Nachforschungen nach dem mysteriösen Hüter des Schatzes fortzusetzen.

Ich tat es mehr um der beiden Frauen willen. Denn mein Glaube an das Auffinden der Juwelen war längst geschwunden.

Milica und ich sahen uns in den nächsten Tagen nur wenig. Sie hatte, um in der Nähe der Mutter zu sein, in Antibes Quartier bezogen. Ich selbst wohnte in dem kleinen Hotel in Monaco, das bereits Frau Negri als Unterkunft gedient hatte.

An einem Sonnabend nachmittag war ich nach Antibes hinübergefahren. Ich traf Milica nicht an. Während ich noch überlegte, ob ich Frau Negri einen Besuch abstatten sollte — ich befand mich in der Halle von Milicas Hotel — erblickte ich Milica in Begleitung eines jungen Herrn. Es war Jack Lowell.

Ich weiß nicht, warum ich es tat, doch ich zog mich, ehe die beiden mich noch erblickt hatten, in den Lesesaal zurück. Als ich etwas später in die Halle kam, saß Milica allein an einem Tischchen.

Mein unerwarteter Besuch erfüllte sie mit Freude. Wir verbrachten den Abend gemeinsam. Es wurde ein reizender Abend. Aber ich wartete vergebens, daß Milica den Besuch des jungen Lowell erwähnte.

28. Kapitel.

Nach zehn Tagen gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß nicht die geringste Hoffnung bestand, die gesuchten Juwelen zu finden. Zweifellos hatte Williams nicht die Wahrheit gesagt, als er behauptet hatte, die Juwelen einem Schiffs-offizier zur Aufbewahrung übergeben zu haben. Oder aber, dieser Mann befand sich nicht in Monaco!

Ich sah meine nächste Zukunft nicht gerade in rosigen Farben. Meine Barschaft ging bereits zur Neige, und weder Milica, noch ihre Mutter verfügten über nennenswerte Geldbeträge. Bisher hatte ich den beiden Frauen verschwiegen, daß für die Auffindung der Juwelen des Maharadschas so gut wie gar keine Hoffnung mehr bestand.

Nun war es Zeit, Mutter und Tochter reinen Wein einzuschenken. Ich konnte nicht länger an der Riviera bleiben, sondern mußte versuchen, meinen Beruf wieder aufzunehmen.

Ich fuhr nach Antibes. Schon am Bahnhof rief ich Milica an. Da sie nicht zu Hause war, begab ich mich gleich zu Frau Negri, in der Hoffnung, Milica bei ihrer Mutter anzutreffen.

Mrs. Negri kam mir entgegen; es ging ihr schon bedeutend besser. Sie forderte mich auf, Platz zu nehmen. Milica müsse jeden Augenblick kommen, sagte sie.

Wir verbrachten eine Viertelstunde mit belangloser Unterhaltung. Plötzlich fragte Frau Negri:

„Herr Weindal, sagen Sie mir ehrlich: glauben Sie noch daran, daß die Juwelen sich in Monaco befinden?“

„Nein, Mrs. Negri, ich glaube es nicht. Ich bin gekommen, um Ihnen und Milica dies zu sagen. Ich habe im ganzen Fürstentum herumgeforscht und jeden ehemaligen Seemann gesprochen. Williams — — —“

Es war das erste Mal, daß ich Williams' Namen vor Frau Negri aussprach. Milica und ich hatten das stillschweigende Abkommen getroffen, Frau Negri gegenüber niemals von Williams zu sprechen.

Die Erwähnung des Mannes schien aber die Frau weniger zu erschüttern, als ich befürchtet hatte.

„Ich glaube nicht, daß Williams mich belogen hat“, erwiderte sie ruhig. „Er hatte sogar in einem seiner letzten Briefe eine versteckte Anspielung auf den Mann gemacht, dem er den Koffer mit den Juwelen übergeben hatte . . .!“

Sie schritt zu dem Schrank und holte eine Kaffette hervor, die sie mit einem kleinen Schlüssel aufschloß. Briefe kamen zum Vorschein. Es berührte mich sonderbar, daß Frau Negri die Briefe des Toten wie eine Reliquie aufbewahrte. Für sie war Williams kein Verbrecher. Während sie in den Briefen blätterte, sah ich beiseite.

„Hier ist die Stelle“, hörte ich Frau Negri sagen, „ich werde sie Ihnen übersehen . . .“

„Uebersehen?“

„Ja, Williams — er hieß ursprünglich Guilelmo — war Italiener. Obschon er in den Vereinigten Staaten zur Welt kam, blieb italienisch seine Muttersprache.“

Ich hörte nur mit halbem Ohr hin. Denn ich hatte durch das Fenster Milica erblickt und in ihrer Begleitung — Jack Lowell. Sie verabschiedeten sich gerade. Lowells leuchtender Blick hing unverwandt an Milica. Es schien, als könne er sich von ihrem Anblick gar nicht trennen.

„So, so, Italiener war er . . .“ erwiderte ich ganz mechanisch. Mein Gehirn hatte das Gehörte aufgenommen, aber nicht erfasst.

„Ihre Tochter kommt“, sagte ich zu Frau Negri.

Sie begann die Briefe schnell fortzuräumen. Nervös erklärte sie: „In dem Brief steht, daß der Koffer bei jenem Seemann gut aufbewahrt sei . . .!“ Frau Negri legte die Kaffette in den Schrank zurück.

Als Milica mich erblickte, schien sie ein wenig überrascht. Oder war sie verlegen?

Nach der Begrüßung sagte sie: „Ich bin soeben Jack Lowell begegnet . . . er läßt Dich grüßen . . .“

Schluß folgt.